Kleineren Firmen geht der Schnauf aus

Fast jeder Schweizer Politiker schwärmt über die KMU. Doch erschreckend vielen dieser Betriebe fehlen die Mittel für Innovationen. Startups können die Lücke nicht füllen.

Von Dominik Feldges

KMU geniessen in der Schweiz grosse Sympathien – mit gutem Grund. Ohne sie wäre die Schweizer Wirtschaft längst nicht so breit abgestützt und leistungsfähig. Mehr als zwei Drittel der hiesigen 4,5 Millionen Beschäftigten arbeiten bei Unternehmen mit weniger als 250 Mitarbeitern, wie KMU hierzulande laut dem Bundesamt für Statistik definiert werden. Grossfirmen vereinen den Rest auf sich, doch ist ihre Zahl mit rund 1600 überschaubar. Hingegen gab es bei der letzten Zählung, 2020, fast 600 000 KMU in der Schweiz.

Damit sind 99 Prozent aller Unternehmen hierzulande KMU – ein Wert, den wohl fast jeder Schweizer Politiker im Gedächtnis abgespeichert hat. Volksvertreter auf allen Stufen und fast jeglicher Parteizugehörigkeit preisen denn auch gerne die Vorteile des «KMU-Lands Schweiz».

Ohne Grössenvorteile

Doch bei aller Freude über die vielfältige KMU-Landschaft dürfen die Schwächen solcher Unternehmen nicht ausgeblendet werden. Ein inhärentes Problem ist die beschränkte Firmengrösse. Skalenvorteile, wie sie Grosskonzerne in unterschiedlichen Gebieten wie in der Produktion, im Verkauf und im Vertrieb sowie im Einkauf von Materialien geniessen, fehlen kleinen Firmen weitgehend. Die Schwierigkeiten reichen bis in die Forschung und Entwicklung, wo es zunehmend auch auf Grösse ankommt.

Noch vor zehn oder zwanzig Jahren war es beispielsweise in der Maschinenbaubranche üblich, dass Jahr für Jahr Anlagen mit etwas höherer Leistungsfähigkeit konstruiert wurden, die vom Typ her aber mehr oder weniger dieselben blieben. Die «Neuheiten» wurden jeweils an der nächsten Fachmesse präsentiert. In der Entwicklung reichte ein kleines Team aus, bestehend vielleicht aus einem Elektrotechniker für die Steuerung, einem Konstrukteur und einem Maschinenbauingenieur. Heute muss dasselbe Unternehmen, wenn es etwa Maschinen für die Produktion von Verpackungen herstellt, ein deutlich grösseres Feld beackern. So ist das Wissen von Spezialisten aus einer Fülle zusätzlicher Disziplinen wie der Chemie, den Materialwissenschaften und der Oberflächentechnologie gefragt. Im Zuge der Digitalisierung brauchen Firmen zudem ganz allgemein immer mehr Expertise im Software-Bereich. Mit Hardware allein lassen sich immer schwerer Geschäfte machen.

> Unternehmen könnten sich mit anderen zusammentun und gemeinsam an Themen forschen. Der Erfolg der Schweizer Startup-Cluster zeigt, wie befruchtend das ist.

Viele KMU überfordert dieses Mass an Interdisziplinarität. Sie vernachlässigen das Gebiet der Forschung und Entwicklung (F&E) auf eine Art, dass Fachleute vorab mit Blick auf den zweiten Sektor Alarm schlagen. Die Schweizerische Akademie der Technischen Wissenschaften hielt im vergangenen Februar fest, dass sich in der produzierenden Industrie die Forschung bei immer weniger Unternehmen konzentriere. Kleine Industrieunternehmen hätten es zunehmend schwerer, angesichts limitierter Ressourcen und starker internationaler Konkurrenz im globalen Innovationswettbewerb zu bestehen. In ihrer Untersuchung für die Jahre bis 2018 – neuere Resultate werden Ende dieses Jahres erwartet – stellte die Organisation nicht nur fest, dass im Zeitraum ab 1997 der Anteil der KMU mit Aktivitäten im Bereich F&E stetig abnahm. Sie konstatierte auch, dass innerhalb der verarbeitenden Industrie zwischen 2004 und 2018 der Anteil des mit Marktneuheiten erwirtschafteten Umsatzes «markant» zurückging.

Solches muss beunruhigen, stärkt ein Unternehmen auf längere Sicht seine Marktposition doch nur, wenn es ihm gelingt, echte Neuheiten zu lancieren. Innovationen lassen sich zudem zumindest anfänglich – solange noch keine Nachahmer auf den Plan getreten sind – zu höheren Preisen vermarkten. Firmen in der Schweiz, die vor allem wegen höherer Löhne oft erhebliche Kostennachteile im Vergleich mit ausländischen Konkurrenten aufweisen, sind darauf besonders angewiesen. Zu einem ähnlich ernüchternden Ergebnis mit Blick auf die Innovationsfähigkeit von Schweizer Unternehmen gelangten bereits Ende 2019 Forscher der Konjunkturforschungsstelle der ETH (KOF). Sie verwiesen in ihrer Vergleichsstudie zur Schweiz und zu Ländern der EU darauf, dass im Zeitraum 2014 bis 2016 nur noch ein Viertel der hiesigen Firmen im Bereich F&E tätig waren. Zwischen 2002 und 2004 seien es noch 40 Prozent gewesen.

Dass mit den KMU ausgerechnet das Rückgrat der Schweizer Wirtschaft zu wenig Innovationen hervorbringt, mag auf den ersten Blick überraschen. In internationalen Rankings zum Thema Innovationsfähigkeit belegt die Schweiz nämlich regelmässig einen der vordersten Plätze. Beim vielzitierten globalen Innovationsindex der Weltorganisation für geistiges Eigentum (Wipo) landete die Schweiz letztes Jahr einmal mehr auf dem ersten Platz – unter 132 untersuchten Ländern. Auch beim sogenannten European Innovation Scoreboard der EU-Kommission schafft es die Schweiz seit Jahren an die Spitze. Kenner dieser Erhebungen geben indes zu bedenken, dass das erfolgreiche Abschneiden primär der guten allgemeinen Forschungsinfrastruktur zu verdanken sei. Mit der ETH in Zürich und ihrem Westschweizer Pendant EPFL verfügt die Schweiz über zwei Universitäten, die weltweit zu den besten Hochschulen zählen. Auch die übrigen Schweizer Universitäten, gewisse Fachhochschulen sowie Institutionen wie die Europäische Organisation für Kernforschung (Cern) tragen dazu bei, dass hierzulande immer wieder Bahnbrechendes entdeckt und patentiert wird.

Durchwursteln reicht nicht

Warum verhalten sich so viele KMU passiv und stellen nicht einfach grössere Ressourcen für den Bereich F&E bereit? Traurige Tatsache ist, dass in der Industrie vielen KMU schlicht die Mittel fehlen, um F&E-Aktivitäten in der heute geforderten Breite zu finanzieren. Die kontinuierliche Erstarkung des Frankens der vergangenen Jahre hat kleinen Exportfirmen, die ihre Kostenbasis schwergewichtig in der Schweiz haben, verbreitet zugesetzt. Der Konjunktureinbruch zu Beginn der Pandemie 2020 sorgte für zusätzliches Ungemach. Die gegenwärtige Energiekrise dürfte die ungemütliche Lage vieler Firmen noch verstärken. Den Unternehmen bleibe keine Zeit mehr, um durchzuatmen, hält man beim Verband der Schweizer Maschinenbau-, Elektro- und Metallindustrie Swissmem treffend fest.

In diesem Umfeld laufen manche KMU Gefahr, in einen Teufelskreis zu geraten. Mit jedem margenschwachen oder gar verlustträchtigen Jahr verfügen sie über noch weniger Mittel, um in den technologischen Fortschritt zu investieren. In ihrer Not versuchen die Firmen, sich durchzuwursteln. Damit schwächen sie allerdings auch ihre Position auf dem Arbeitsmarkt, denn wer ist schon gerne in einem Unternehmen tätig, das mehr schlecht als recht operiert. Zugleich würden viele KMU besonders Nachwuchskräfte dringend benötigen, um neue Ideen voranzubringen. Doch schon heute zieht es die Jungen nach dem Studienabschluss eher zu hippen Startups oder in Grosskonzerne, die mit höheren Gehältern locken.

Startups haben in den vergangenen Jahren von einer grossen Dynamik profitiert. Schweizweit haben sich gleich mehrere regionale Cluster vorab am Genfersee, in Zürich, im Raum Basel und im Tessin herausgebildet. Doch darauf zu setzen, dass die Jungunternehmen die Lücke, die bei etablierten KMU in Sachen Innovationstätigkeit entstanden ist, rasch zu füllen vermögen, wäre verfehlt. Um nur schon eine Engineering-Abteilung aufzubauen, wie sie in einem traditionellen Maschinenbaubetrieb Standard ist, werden Jahre benötigt.

Umso mehr sollten sich KMU einen Ruck geben. Firmen, denen zu wenig eigene Mittel zur Verfügung stehen, könnten sich mit anderen zusammentun und gemeinsam an Themen forschen. Der Erfolg der Schweizer Startup-Cluster zeigt, wie befruchtend es ist, wenn sich Unternehmen eng miteinander austauschen. Noch gibt es aber weiterhin Patrons, die am liebsten alles auf eigene Faust versuchen. Die geringe Kooperation zwischen KMU taucht in der Erhebung der EU als Schwachpunkt auf. Auch gegenüber den Hochschulen bestehen teilweise zu grosse Berührungsängste. Das muss nicht sein, betreibt der Bund mit Innosuisse doch seit Jahren eine Agentur, die KMU mit Wissenschaftern zusammenführt und Forschungsprojekte mitfinanziert. Auch stehen den Unternehmen Institutionen wie die Eidgenössische Materialprüfungs- und Forschungsanstalt (Empa) und die Neuenburger Forschungs- und Technologieorganisation CSEM beratend zur Seite.

Was es hingegen nicht braucht, ist eine weitergehende staatliche Unterstützung. Die Schweiz besitzt gerade deswegen eine so vielfältige Firmenstruktur, weil sich Unternehmen in den meisten Branchen im freien Wettbewerb behaupten müssen. Länder wie Grossbritannien und Frankreich gehen einen anderen Weg und fördern nach Gutdünken bestimmte Wirtschaftssektoren. Geholfen hat es ihnen nicht – im Gegenteil. Die Deindustrialisierung ist in diesen Staaten viel stärker fortgeschritten als – bis jetzt – in der Schweiz.